

DAS VIERTE KAPITEL

erzählt, wie übertriebener Ehrgeiz im Studium einsam macht. Die Liebe hilft darüber hinwegzukommen. Das politische Unbehagen und die wachsende Neugierde auf die Quarks rivalisieren um die Aufmerksamkeit. Der Held ist auf der Suche.

Ich durfte die Abiturrede halten, in der ich Gedanken über die Zukunft mit Anleihen bei Ernst Blochs »Prinzip Hoffnung« vermischte. Der Rektor am Gymnasium hatte mich für ein Stipendium vorgeschlagen. Ich strengte mich an, alle Vorlesungen und Übungen gut zu machen. Um diese Förderung zu bekommen, musste ich zwei Vorstellungsgespräche absolvieren.

Das erste war bei einem Physiker an der TU München. Ich erinnere mich daran, weil ich später in meiner Karriere noch mit ihm Kontakt hatte. Das Interview fand an einem Dienstag in seinem Büro statt. Zuerst fragte er mich, warum ich den Wehrdienst verweigert hätte. Ich antwortete, dass Deutschland schon zwei unsinnige Kriege angezettelt habe, und dass ich die Ausbildung zum Soldaten als ein Training zum Töten ansehen. Ich berichtete über die Gewissensprüfung, in der die Gutachter künstlich Szenen konstruiert hätten wie diese:

»Ihre Mutter wird von einem Angreifer mit einer Waffe bedroht, was machen Sie?«

Danach kamen wir auf Philosophie, Literatur und Kunst zu sprechen. Er fragte, was ich zurzeit lese. Ich antwortete, dass mir Wittgensteins Traktatus Philosophicus sehr gefallen habe. Meine Absicht, Physik zu studieren, sei nach dem Lesen dieses Buchs entstanden, weil ich etwas lernen wollte, bei dem ich sicher wüsste, ob es wahr oder falsch sei. Ich hatte an einem Seminar über Wissenschaftstheorie bei Wolfgang Stegmüller teilgenommen. Dieser hatte die Physik als ein Beispiel für eine Wissenschaft angeführt, die exakte Erkenntnisse erbringen könnte. Als ich erwähnte, dass ich zur Zeit »Ulysses« von James Joyce las, wollte der Prof wissen, was mich an diesem Buch ansprach. Er schlug mir vor, den »Mann ohne Eigenschaften« von Musil zu lesen. Das Buch hatte mehr als tausend Seiten, wie ich bald feststellte, und einen glanzvollen Anfang:

»Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts ...«

Ulrichs »Utopie der Exaktheit« spukte noch lange in meinem Kopf herum. Obwohl ich damals beide Bücher gelesen hatte, erinnerte ich mich nicht mehr an ihren Inhalt. Vor einigen Monaten, anlässlich einer Reise nach Irland, lieh ich »Ulysses« aus der Bibliothek des Deutsch-Amerikanischen Instituts aus und bemerkte, was für ein verrücktes Buch ich damals als Thema der Diskussion gewählt hatte. Es muss ziemlich prätentios auf ihn gewirkt haben. Am Schluss der Unterhaltung erzählte mein Gesprächspartner von einer Reise zur Documenta-Ausstellung, was mich sehr beeindruckte. Er kritisierte, dass ich manchmal etwas »zu dick« aufgetragen hätte, aber er würde keine Einwände gegen meine Aufnahme in die Studienstiftung haben.

Die Studienstiftung des deutschen Volkes war damals elitärer als heute, und die meisten Studis versuchten, sich in einer besonderen Weise zu profilieren. Viele Anregungen habe ich von den »Schulen« und Veranstaltungen erhalten, die mir die

Studienstiftung ermöglichte. Auf einer Wochenendtagung in Schloss Elmau bin ich Hans Peter Dürr begegnet, der vor den Gefahren der Biotechnologie warnte. Bei den Universitätswochen im österreichischen Alpbach hat Paul Feyerabend mit seinen ungewöhnlichen Ideen mein Interesse an der Philosophie neu erweckt. Imponiert haben mir die Volkswirte, Fritz Machlup von der Wiener Schule und andere, die dort ihre Währungstheorien entwickelten. Anfang der 60er Jahre traten immer mehr Schwachstellen im System fester Wechselkurse auf, die an den Dollar als Leitwährung gebunden waren. Diese Wirtschaftswissenschaftler und Banker waren mehr mit der Welt verbunden als der Rest der Akademikergemeinde, die selten den Elfenbeinturm ihrer Forschung verließen und im Vergleich mit ihnen farblos blieben.

In unserer Studienstiftungsgruppe studierten wir das Buch »Theorie und Praxis« von Jürgen Habermas, ein Buch, das ich später mit nach USA genommen habe. Als ich es jetzt wieder aufschlug, lag ein Zettel »Pacifica-WBAI, listener sponsored Radio« drin. Das Lesezeichen auf Seite 265 markierte die Auseinandersetzung mit der politischen und ideologischen Realität des Sowjetregimes. Ich habe es in Stony Brook ins Buch gelegt, als ich in vielen Diskussionen mit meinen kommunistischen Freunden verwickelt war. Sie waren Anhänger des sowjetischen Kommunismus. In den Diskussionen in unserer Münchner Studienstiftler Gruppe ging es um die Integration der politischen Auseinandersetzung (Theorie) in den Beruf (Praxis). Jürgen Habermas dozierte in einer trockenen, für Naturwissenschaftler schwer verständlichen Sprache. Dialektisch philosophierend, mahnte er zur Vorsicht, unsere naturwissenschaftlichen Argumentationen in die politische Sphäre zu übertragen.

Bei einem Sprachkurs der Studienstiftung in Frankreich wohnte ich in einer Pension de Famille in Loches (Touraine),

weil für mich keine Gastfamilie mehr frei war. Dort traf ich einen Handwerker und ein junges Pärchen aus Paris, die mich auf ihre Ausflüge mitnahmen. Ich lungerte viel im Jugendzentrum herum und freundete mich mit dem Sprachlehrer und den französischen Studentinnen an, die uns an den Nachmittagen auf den Ausflügen begleiteten.

»Tu as l'air si amoureux de la France, de Paris et peut-etre des Francaises, et tu es un peu romantique comme tous les Allemands le sont«, so charakterisierte Françoise aus Orleans meine Liebe zu Frankreich und zu ihr. (»Du machst den Eindruck, in Frankreich, Paris und vielleicht in die Französinen verliebt zu sein, und du bist auch ein wenig romantisch, wie alle Deutschen es sind.«)

Das Studentenleben

Mein Freund Rainer war schon ein Jahr vor mir nach Tübingen zum Studieren gegangen. Wir sahen uns nur noch unregelmäßig. In Tübingen hatte er eine neue Clique gefunden und interessierte sich auf einmal für griechische Kunst. Er zeigte mir Abbildungen von Statuen, die er großartig fand. Als wir uns später in München wieder trafen, brauchte ich einige Zeit, um mich von dem Schock zu erholen, dass der Koch, mit dem er zusammenlebte, sein Geliebter war.

Zum bestandenen Abitur schenkte mir mein Vater den alten VW Käfer, der nun als Zweitwagen ausgedient hatte. Ich zog in die bayerische Metropole nach München, und begann ein eigenes Leben. »Die Universität ist ein D-Zug. Züge verpasst man leicht«, las ich im Studienführer, der vorschlug, »kommen Sie deswegen vierzehn Tage vorher, schauen Sie sich um, lernen Sie ihre neue Heimat kennen.« Es war Mitte Oktober, meine Eltern begleiteten mich in mein neues Domizil. In München

hatte ich bei einer Witwe in einer Vorstadtvilla ein Zimmer gefunden.

An einem Mittwoch ging es in Zweierkolonne los, ich vorne im VW, daneben meine Mutter, und Papa im Mercedes 220 hinterher. Als wir ankamen, fing meine Mutter an, auszupacken. Wäre Gott eine Frau gewesen, hätte er die Welt nicht erschaffen, sondern sie eingeräumt, frotzelte ich.

»Das wird bald wieder so unordentlich wie zu Hause aussehen«, trauerte meine Mutter.

»Du hättest doch zum Militär gehen sollen, dort lernte man so etwas«, ärgerte mich mein Vater.

Ich staunte meiner eigenen Zukunft entgegen, als meine Eltern zur Heimfahrt aufbrachen. Jeden Morgen fuhr ich mit dem Käfer in die Uni. Bei der Vorlesung um 9:00 Uhr morgens, die auch die Mediziner besuchten, war die Parkplatzsuche kein Problem. Die meisten Studenten wollten länger schlafen. Da ich diese Vorlesung sehr bald aufgab, wurde das Parkplatzproblem ziemlich lästig. Damals hätte ich unter keinen Umständen ein Fahrrad benutzt, nach Ansicht meiner Eltern war das Fahrradfahren in der Großstadt gefährlich. Am Wochenende erkundete ich mit dem Käfer die nahen oberbayerischen Seen. Dafür brauchte ich Geduld, da viele Münchner ähnliche Vorstellungen von einem schönen Wochenende hatten, und alle im Stau standen. Der grauweiße Käfer hatte ein Stoffdach, welches sich mit einem Hebel öffnen und nach hinten schieben ließ. Im Sommer war das großartig. Es machte Spaß, zu einer Landpartie aufzubrechen.

Einmal im Monat fuhr ich nach Hause mit einem Sack schmutziger Wäsche im Kofferraum. Für die Rückreise packte mir meine Mutter Verpflegung und Süßigkeiten ein. Mir gefiel diese Mischung aus Unabhängigkeit und elterlicher Fürsorge. Der Käfer und die Autobahn bildeten die Nabelschnur, die mich mit Zuhause verband. Er schaffte 120 km/h, wenn

ich Vollgas fuhr, und der Heckmotor brettete mächtig, wie ich es mochte. Das Autofahren war in den sechziger Jahren mit einer ganz besonderen Lebens- sprich Todesangst verbunden. Der Straßenbau in der Bundesrepublik hatte mit der rasanten Motorisierung nicht mithalten können, und ich fuhr wie viele andere Verkehrsteilnehmer zu schnell, das heißt ich nahm ein höheres Risiko in Kauf, als zu verantworten war.

Meine Versuche, das wirkliche Leben zu wagen, waren vorsichtig und zaghaft. Die Semesterferien, wenn kein Praktikum, Sprachkurs oder eine Sommerschule auf dem Programm standen, verbrachte ich in meiner Heimatstadt. Dort hatte ich meine Freundin Vera bei einem Tanzkurs kennengelernt. Ich freute mich, aber war noch ziemlich unreif, als ich in die Tanzstunde ging. Mit Verabredungen (»Dates«), Kurz-Beziehungen (»one night stands«) und anderen Variationen machte mich erst Amerika bekannt, wie ich beschrieben habe.

Vera schrieb:

»Lieber H. J., du kommst doch sicher schon am Samstag? Wenn's möglich ist, dann komm doch schon eher? Sobald wie du kannst, hast du verstanden! Leb also diese Tage gesund weiter und fahre bitte vorsichtig! Bis bald grüßt dich deine (wie zügig!) Vera.«

Wir machten Picknickfahrten in die nähere Umgebung, suchten uns eine schöne Wiese aus, legten eine Decke auf das grüne hohe Gras und ließen es uns unter dem blauen Himmel gut gehen. Wenn der Nachmittag kühler wurde und wir zu frösteln begannen, fuhren wir zurück. Der hellgraue Käfer mit Schiebedach begleitete uns auf diesen Touren. Unseren zaghaften sexuellen Versuchen stellten sich immer wieder Hindernisse in den Weg.

Es gelang mir schließlich, Vera zu überzeugen, mich in München zu besuchen. Ich hatte für sie ein Zimmer im Regina Palast Hotel reserviert; ein großer Kasten, den ich von den Fa-

schingsfesten kannte. Wir verbrachten einen guten Tag zusammen. Ich zeigte ihr meine Bude, die ihr mit den schiefen Wänden und dem großen Panoramafenster zur Oberföhringer Straße gut gefiel. Wir tranken Tee aus den braunen finnischen Keramik Tassen, auf die ich stolz war, und scherzten hin und her. Als wir spät am Abend in das Hotel zurückkamen, wollte ich sie auf ihr Zimmer begleiten. Ob es mein Kindergesicht war oder weil man damals unverheiratet kein gemeinsames Zimmer bekam, auf alle Fälle erlaubte mir der Empfangschef nicht, mit Vera aufs Zimmer zu gehen.

Die Wahl fällt auf die Physik

Ich war auf der Suche nach sicherem Grund, d.h. nach Wissen, das nicht von der Interpretation abhängt, nicht von der Zeit, in der es formuliert wurde, Wissen, welches sich kontinuierlich erweiterte, indem es die alten Elemente als Teile eines neuen größeren Ganzen begreift. Dieses Wissen hoffte ich in der Physik zu finden. Sicher enthält die klassische Physik nicht die korrekte Beschreibung von Teilchen, die sich fast mit Lichtgeschwindigkeit bewegen, aber im Grenzfall langsamer Geschwindigkeiten gehen die Gesetze der speziellen Relativitätstheorie in die klassischen Bewegungsgesetze über. Neuere physikalische Theorien enthalten die herkömmlichen Theorien als Sonderfälle. Die Vorlesungen der Mathematiker beeindruckten mich. Sie bestanden aus einer Folge von Definitionen und Sätzen, denen ich nur schwer folgen konnte. Daran fügten sie Korollare, d.h. Aussagen, die sich aus einem schon bewiesenen Satz ohne großen Beweisaufwand ergaben. Zuhause schrieb ich alle Vorlesungsnotizen nach und ergänzte sie mithilfe von Büchern oder Skripten. So arbeitete ich die Logik heraus. Die Professoren gaben uns wöchentlich zwei

Zettel mit Übungsaufgaben, die so schwer waren, dass man sie allein nicht lösen konnte. Um sie zu bewältigen, traf ich mich im obersten Stockwerk des mathematischen Instituts mit meinen Kommilitonen aus der Mathe. Martin S. und Veronika R., die im Hauptfach Mathematik studierten, erklärten mir die Aufgaben. Ihnen verdanke ich vieles, was ich an Mathematik gelernt habe. Martin war aus Norddeutschland und in Plön im Internat gewesen. Er lebte mit einer Freundin zusammen, was damals ungewöhnlich und gesetzlich verboten war. Der Gesetzgeber war der Meinung, Sex gehöre nur in die Ehe (damals lediglich Mann und Frau). Wer eine Wohnung oder ein Zimmer für außerehelichen Sex zur Verfügung stellte, machte sich der »Kuppelei« schuldig. Martins mathematisches Talent ließ ihn an der Hochschule Karriere machen. Veronika war ebenso begabt, ihr Diplomvater empfahl ihr aber, keine Laufbahn als Mathematikerin zu wagen, das sei für Frauen zu schwer. Sie studierte noch Didaktik und wurde über diesen Umweg Professorin für Didaktik der Mathematik. Ich habe sie nochmal in Hamburg besucht, als ich auf dem Weg nach Dänemark war. Ein Treffpunkt für uns Münchner Studenten war der Lesesaal des Deutschen Museums, der auch eine gute Bibliothek hatte, die am Sonntag geöffnet war. Dort tauschten wir unsere Informationen und Erkenntnisse aus. Manchmal kopierten wir vor Abgabetermin die Lösungen, die wir nicht geschafft hatten.

Die Physikvorlesung schwänzte ich häufig. Sie stammte noch aus Walther Gerlachs Zeiten, der von 1929 bis zur Emeritierung 1957 den Lehrstuhl für Experimentalphysik an der Ludwig-Maximilians-Universität München innehatte. Sie war so altmodisch, dass ich die Lust verlor, hin zu gehen. Ich habe lieber in den Semesterferien einen Versuch aufgebaut. Zusammen mit Michael K. konstruierten wir eine Gasentladungsröhre, in der wir ein blaues Plasma produzierten. Das Ganze

war eine überdimensionale Neonröhre, mit der wir viele experimentelle Details testeten. In unseren weißen Labormänteln fühlten wir uns wie richtige Forscher.

Im Chemie-Praktikum war ich nicht glücklich. Schon meine kindlichen Experimente mit dem Chemiekasten waren allesamt nicht erfolgreich gewesen. Schwarze dreckige Flüssigkeiten quollen aus dem Reagenzglas, nachdem ich Säuren und Basen mit Mineralien gemischt hatte. An der Uni ärgerten mich die Extrarunden, die ich einlegen musste, weil ich die gegebene Substanz nicht richtig identifizierte. Ich blieb lieber bei der Physik. Ein Grund dafür war auch, dass in den höheren Semestern die Mathematik unanschaulicher wurde, während der Formalismus der theoretischen Mechanik die Physik für mich faszinierender machte. Die Philosophie ließ ich mehr und mehr sausen. Rätsel der Welt waren in der Natur reichhaltig genug vorhanden, und ich hoffte, bald selbst daran arbeiten zu können, sie zu entschlüsseln.

An der LMU in München hatte sich die Kernphysik als neue Richtung etabliert. Bei Georg Süßmann hatte ich einen Seminarvortrag über die Permutationsgruppe gehalten. Mit Hilfe dieser Technik ist es möglich den Zustand mehrerer Teilchen danach zu klassifizieren, wie sie sich unter Vertauschung verhalten. S. half mir sehr, indem er mir seine eigenen Aufzeichnungen zu diesem Thema überließ. Ich lernte zum ersten Mal die fremdartigen Quarks kennen, die sich zu dritt zu einem Nukleon vereinen sollen. Sie waren Fermionen mit halbzahligen Drehimpuls, hatten aber eine total symmetrische Wellenfunktion. Eine neuartige Parastatistik sollte für sie gelten. Für mich war die Gruppentheorie neu und faszinierend. Trotzdem wählte ich ein experimentelles Thema für meine Diplomarbeit. Ich hatte sehr schöne experimentelle Vorlesungen an der TH gehört, die moderner waren als die etwas verstaubten experimentellen Einführungsvorlesungen an der LMU, die ich

oft geschwänzt hatte. Außerdem wollte ich mir nach dem Studium die Möglichkeit offenhalten, in der Industrie zu arbeiten. In einer experimentellen Arbeit wollte ich ausprobieren, ob ich mit meinen Händen etwas zusammenbauen könnte, was erlaubte in die Atomkerne hineinzuschauen. Ich hatte zwar schon in meiner Jugend an einem Transistorradio gebastelt, der funktionierte, aber weil ich mir dabei den Daumen am Glühkolben verbrannt hatte, zweifelte ich ein bisschen an meinen handwerklichen Fähigkeiten. Elektronik und Datenverarbeitung interessierten mich auch.

Also ging ich zu Ulrich Meyer-Berkhout, einem der neuen Professoren an der Fakultät, der mir anbot, als Diplomarbeit einen Praktikumsversuch zum Mößbauer Effekt aufzubauen. Rudolf Mößbauer hatte 1958 die Resonanzfluoreszenz von Gamma Strahlung in Iridium 191 entdeckt und dafür drei Jahre später den Nobelpreis erhalten. Bei typischen Kernzerfällen ist die Linienbreite wesentlich kleiner als die Rückstoßenergie des Atomkerns, so dass die Emissions- und Absorptionslinien nicht überlappten. Als Mößbauer seine Probe kühlte, fand er einen großen Anteil von Photonen, bei denen das Kristallgitter den Rückstoß auffing, so dass beide Linien gut überlappten und in Resonanz gingen. In Eisen 57 ist dies schon bei Zimmertemperatur möglich, deshalb war dieser Atomkern für einen Praktikumsversuch gut geeignet. Um den Versuch herum gab es eine Menge schöner Atom-, Festkörper- und Kernphysik. Mir gefiel daran, dass ich hier drei verschiedene Gebiete kennenlernte. In der modernen Physik ist es wie in der Medizin, wo jedes Organ einen eigenen Spezialisten erfordert. Normalerweise lernt man auch in einer physikalischen Diplomarbeit nur einen kleinen Ausschnitt eines Spezialgebiets kennen. Und das war mein Versuch:

Ich baute einen Antrieb, um das radioaktive Präparat mit kleinen Geschwindigkeiten von mm/sec zu bewegen. Durch

den Dopplereffekt verschiebt sich die Emissionslinie des bewegten Kerns und tastet die Absorptionslinie im selben Kern ab. Nach dem Durchgang durch den Absorber wies ich die Gamma Linie mit einem Photon-Vervielfacher nach. Die Quelle packte ich in einen dicken Bleimantel, der mich vor der unsichtbaren Strahlung schützte. In einem Überrahmen ordnete ich Netzgerät, Verstärker, Impulsformer und Funktionsgenerator an. Das analoge Geschwindigkeitssignal wurde digitalisiert und öffnete nacheinander einzelne Zähler, die die Rate der Strahlung zählten, welche bei dieser Geschwindigkeit durch den Absorber ging. Etwas gewagter war mein Versuch, die Geschwindigkeit und damit die Energieaufspaltungen absolut zu bestimmen, dieser optische Teil des Versuchs war sehr störanfällig und entfiel beim späteren Praktikumsversuch. Der andere Apparat lief recht gut und produzierte verschiedene Spektren, je nach der Kernumgebung im Festkörper.

Meine Betreuerin war Pramila Raghavan, die aus Indien nach USA ans MIT gekommen war und dort über gestörte Winkelkorrelationen promovierte hatte. Sie trug auch im Labor einen reichverzierten Sari und berichtete voller Enthusiasmus über die Grundlagenforschung in USA. Neben der Physik lernte ich von ihr ein leicht Indisch gefärbtes Amerikanisch. Je mehr es auf das Ende der Arbeit zuzuging, desto mehr Nachtstunden verbrachte ich neben der Apparatur, so dass ich eines Abends sogar im Institut eingesperrt wurde. Ich hatte meinen Schlüssel vergessen und musste mir die lange Nacht mit dem Lesen von Büchern in der Bibliothek vertreiben. »Drei Quarks für Master Mark«, dieser Satz aus Finnegans Wake von James Joyce hatte Murray Gell-Mann und George Zweig den Namen gegeben. Sie schlugen Quarks als elementare Bestandteile von Nukleonen und Mesonen vor. Sie sollten als »up, down und strange« Quarks mit Spin $\frac{1}{2}$ auftreten und keine ganzzahligen Ladungen haben. Die mit ihnen verbundene Symmetrie konn-

te sehr gut statische Eigenschaften der Teilchen erklären. Aber kein Experiment hatte sie je gesehen. Das machte mich neugierig und ich dachte, dass ich nach meiner Diplomarbeit vielleicht theoretische Physik studieren sollte. Die Nacht war lang. Bei weiterem Schmökern stieß ich auf Wheelers geometrische Weltdynamik. Es war faszinierend, wie er Wurmlöcher konstruierte, die verschiedene Zeiten des Universums miteinander verbanden. Zeitreisen waren möglich. Mit krummen Rücken, aber voller Enthusiasmus für die mir unbekanntem Quarks und schwarzen Löcher wachte ich am nächsten Morgen auf, als die Putzfrau die Bibliothekstür öffnete.

Zum Schluss meiner Arbeit wertete ich die Zählraten an der TR4 des Leibniz Rechenzentrums aus. Damals hatten wir schon Lochkarten, nicht mehr Papierstreifen, um die Programme zu kodieren. Mitte Januar hielt mich meine Mentorin an, mich an verschiedenen Universitäten in USA zu bewerben. Ich machte irgendwo in einer amerikanischen Kaserne einen Englisch Test, wartete auf das Ergebnis meiner Bewerbungen und bereitete mich auf meine Prüfungen vor.

Wenn ich die Münchner Zeit an mir vorüberziehen lasse, so flackern nur kurze Erinnerungen an Werner Heisenberg und die anderen berühmten Physiker am Max Planck Institut für Physik und Astrophysik auf. Das Grundstudium bot wenig Möglichkeit für nähere Kontakte mit diesen Professoren. Ich war wegen ihnen nach München gekommen, doch sah ich sie an der Universität wenig.

Das Theater und die Liebe

Ich schwärmte für das Theater. Je moderner die Inszenierung, je verrückter das Stück war, desto besser gefiel es mir. Im Theater erlebte ich Gefühle, die Unordnung in meine halbgeba-

ckene Weltanschauung brachten. Ich sah Stücke von August Strindberg, Bertold Brecht und Samuel Beckett. Ich stellte mir vor, wie es sein könnte, ein Anderer zu sein. Wie anders? Die Personen im Theater machten einen zerrissenen und gequälten Eindruck, aber sie lebten die Absurditäten des Lebens aus.

Die Filme und Zeitschriften der Sechzigerjahre zeigten viele nackte Frauenkörper, obwohl in ihnen die bürgerliche Moral nicht wirklich hinterfragt wurde. Stars und Playboys mit Geld im Überfluss reisten mit wechselnden Begleiterinnen und Freunden ans Mittelmeer und feierten Feste, auf denen es hoch herging. Man konnte sie und ihre Geschichten nicht ernst nehmen. Die Luxus Schlitten der Nachahmer auf der Leopoldstraße aber waren wirklich und zeigten den lässigen Lebensstil ihrer Besitzer. Ich fühlte mich dagegen angestrengt und arbeitete voller Ehrgeiz viel. Mein Privatleben fiel deswegen mager aus, ich hatte nicht viele Freunde und noch weniger Freundinnen. Wollte ich mich nach der Arbeit entspannen, fand ich oft keine Ruhe, schlief schlecht und begann zu grübeln. Im Tagebuch aus jener Zeit beschrieb ich einen Spaziergang:

*An der nächsten Kreuzung,
die Lichtampeln spielen stetig dieselbe rot-gelb-grüne Melodie
heute Nacht oder nie
In Charlys Bar
Oder bei einem Spaziergang ins Blaue,
der dich zum Keuchen bringt,
der Regen schlägt dir fette Tropfen ins Gesicht.*

Zurück im Zimmer traf ich wieder denselben, der vor einer Stunde ausgezogen war, sich zu erkunden und sich nicht gefunden hatte. Meine Versuche, mich im Leben zurechtzufinden, blieben theoretische. Es mangelte mir an Initiative und Mut, wirklich rauszugehen und was zu tun.

Ein Freund aus der Heimatstadt hatte sich vom elterlichen Geld einen schicken MG-B-Roadster gekauft. Dieser hatte schon einige Kilometer auf dem Tacho, schaute aber toll aus. In den Sommerferien besuchte ich ihn, und er ließ sich nicht lange bitten, mir seinen Wagen vorzuführen. Ich platzierte mich auf dem Beifahrersitz oder besser, ich legte mich in den Sitz. Der Raum vor meinen Füßen dehnte sich unendlich aus, so dass ich mit meinen Beinen kein Ende fand. Der MG-B hatte eine lange Schnauze und eine hohe Mittelkonsole, auf der sich der Schalthebel und die Handbremse befanden. Im Chrom der gediegenen englischen Instrumente glänzte eine andere Welt. Der Nachmittag war warm, mein Freund öffnete das Verdeck, der Motor sprang röhrend an, die Fahrt ging los. Durch die ruhige Vorstadt drehten wir ein, zwei Runden.

Auf der Heimfahrt im Käfer träumte ich weiter von dem Sportwagen. Wie gerne hätte ich auch so eine Karre gehabt. Ich öffnete das Schiebedach des Käfers, um den Genuss des Offenfahrens zu spüren, damit sich ein wenig Cabrio Gefühl einstellte, und zündete mir eine Gauloise Zigarette an. Seit dem Studium hatte ich mir das Rauchen angewöhnt. Französischen Vorbildern folgend war meine Wahl auf eine Zigarette gefallen, die besonders dunklen Tabak enthielt. Die Zigarette war schwer anzuzünden, da die Luft von oben störte, also versuchte ich das Dach wieder zu schließen. Plötzlich kam der Käfer ins Stolpern, weil er auf ein Verkehrsschild auflief, welches eine Umleitung auf die linke Straßenseite signalisierte. Der äußerliche Schaden am Käfer, der ein paar Meter danach zum Stillstand kam, schien unerheblich, doch bei genauerem Hinsehen hatte der Betonsockel eine riesige Delle in den Karosserieboden gedrückt, die eine Reparatur unmöglich machte. Zuhause wurde ich gerügt, doch alle waren froh, »dem werd' doch nichts passiert sei«.

Es war nichts Schlimmeres geschehen. In der Opel-Handlung meines Onkels bekam ich nach einigem Bitten einen ro-

ten Opel Kadett mit Fastback Heck und Knüppelschaltung. Dies wurde mein Gefährt für die nächsten Jahre, ein »Stenzen« Auto, wie man damals sagte. Die höhere Motorisierung erlaubte es mir an der Ampel sportlich zu beschleunigen und anderen Verkehrsteilnehmern die Schau zu stehlen. Damit hoffte ich, den Mädchen zugefallen.

Die Münchner Faschingsbälle waren legendär. Einmal im Jahr ging es rund, besonders für die Studenten. Auf einer solchen Veranstaltung hatte ich Petra kennengelernt, die meine Gefühle von den Blechkisten ablenkte.

»Lieber J., ich habe deinen Brief mit den vielen Komplimenten bekommen – dass Mädchen dafür immer wieder ein offenes Ohr haben, weißt du – Danke. Diesmal nur ganz kurz. Ich kann erst am Sonntag fahren. Werde gegen acht, halb neun hier wegfahren. Da kannst du dann sicher ungefähr kombinieren, wann ich da bin. Rechne aber ein, dass ich mich üblicherweise immer einmal verfare.«

Petra selbst war eine begeisterte Autofahrerin. Ich merkte es erst, als wir uns schon einige Monate kannten, und sie sich einen neuen Honda S 800 kaufte, der wie ein geschrumpfter Ferrari aussah. Dieses 3 Meter lange Coupé hatte eine Motorradmaschine, die grenzenlos hohe Drehzahlen erreichte und 67 PS leistete.

Petra liebte es, fotografiert zu werden. Sie war klein und schlank, auf Schuhen mit hohen Absätzen machte sie eine gute Figur. Zu ihren Freunden gehörte ein Fotograf, den ich nie kennen lernte, dessen Fotos sie mir aber zeigte. Es dauerte eine Weile bis ich begriff, wie schön sie auf den Fotos war. Und diese Frau ist meine Freundin, dachte ich. Petra gab sich leichtlebig, immer gut aufgelegt und kannte sich in München und Umgebung prima aus. Wenn wir am Samstag oder Sonntag an den Starnberger See fuhren, hatte sie ihren Stammplatz, von dem aus wir beide in das glitzernde Blau des Sees starrten und für

den Abend Sonne tankten. Sie war unkompliziert, besaß gesunden Menschenverstand. Wenn sie es notwendig fand, brachte sie ihre Wünsche deutlich vor. Doch sie übte keinen Druck auf mich aus, ich fühlte mich frei, wenn ich mit ihr zusammen war. Manchmal weckte ihr ehemaliger Verlobter Schuldgefühle in mir, da ich ihn ihr abspenstig gemacht hatte. Aber wir sprachen nur selten über ihre Vergangenheit.

Beim Hören von Brahms dritter F-Dur-Symphonie – »Lieben Sie Brahms?« – leuchteten ihre Augen auf, und wir wechselten das Thema des Gesprächs. Meistens nahm ich einfach hin, dass sie mehr Lebenserfahrung als ich hatte. Ich hatte mich in sie verliebt, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Wenn ich daran denke, sehe ich auch den Postboten vor mir, der mit dem gelben Motorrad den Eilbrief zustellte, in dem Petra ihre Zweifel ausdrückte, ob wir wirklich füreinander bestimmt wären. Für ein paar Tage gingen Briefe hin und her, bis wir uns wieder zusammenfanden. Nach einem Jahr drängte sie mich, dass wir uns länger binden sollten.

»Ich gehe in die USA, kommst Du dann mit?«, sagte ich.

»Einfach so – frei und ungebunden?«, erwiderte sie.

»Du musst Dich entscheiden, so oder so! Dann sehen wir weiter«, fuhr ich fort.

Das könnte sie nicht in Anbetracht einer so unsicheren Zukunft, meinte sie. Unsere freie Lebensgemeinschaft wäre nicht ohne Risiko für sie. Ich sollte sie heiraten. Diese Unterhaltung und viele ähnliche Gespräche führten schließlich zum Bruch unserer Beziehung. Nach unserer Trennung erfuhr ich von anderen, dass es ihr schlecht ginge und sie ziellos in verschiedenen Kneipen Schwabings herumstrich, aber für mich gab es keinen Weg zurück.

Der Krieg und die Revolution

Jeden Montag begann ich die Woche mit dem Gang zum Zeitungsladen, um den Spiegel zu kaufen. Beim Frühstück hatte ich neben meinen Marmeladenbrötchen den Spiegel ausgebreitet, welcher mir die Interna der deutschen Politik servierte. Ich verstand diesen Klatsch recht gut. Es ging um Macht und Einfluss. Als Zeitungsfreak wechselte ich von der Süddeutschen zur Neuen Züricher Zeitung und Herald Tribune. Um objektiver die aktuellen Ereignisse zu beurteilen, wollte ich in den ausländischen Tageszeitungen Deutschland von außen sehen. Schwieriger war es die Flugblätter zu verstehen, die ich jeden Mittag auf dem Weg zur Mensa in die Hand gedrückt bekam: Die herrschende Klasse sollte im antifaschistischen Kampf besiegt werden. Ich hatte versucht Marx zu lesen, aber die Begriffe »Mehrwert, Kapital und Produktivkräfte« blieben mir fremd. Obwohl ich mit der linken Interpretation der Ökonomie sympathisierte, verstand ich ihren Inhalt nicht. Mir wird klar, warum diese Bewegung keine weite Unterstützung fand. Der Propaganda der neuen Linken mangelte es an Überzeugungskraft.

Die Studenten meines Jahrgangs erinnerten noch gut die russischen Übergriffe in der DDR 1953, in Ungarn 1956 und den Mauerbau in Berlin 1961. Das Aufbegehren in den Satellitenstaaten Russlands zerstörte die Legitimation des sozialistischen Modells. Jetzt aber waren die kapitalistischen Länder die »Bösen«; sie beuteten die jungen Nationen aus und bekriegten sie. Die Machtübernahme des Militärs in Griechenland weckte Zweifel am westlichen Bündnis. Ende der 60er Jahre hatte die USA bis zu 500 000 Soldaten in Vietnam.

Meine Kommilitonen demonstrierten gegen die Unterstützung der USA durch die Bundesrepublik. Die Polizei war unerfahren in der Konfrontation mit Demonstranten und gewalt-

tätig. 1967 wurde ein 26-jähriger Student in Berlin bei einer Demonstration gegen den Schah-Besuch erschossen. Die Bildzeitung hetzte gegen die linken Studenten.

Wir, das heißt fast alle Studenten, wollten wacher als unsere Eltern sein, und aufpassen, dass sich nicht wieder faschistische Gewalt in Deutschland ausbreitet. Die Notstandsgesetze in der BRD und die Studienbedingungen an den Hochschulen provozierten zusätzlich. Die Organisation der Hochschulen war veraltet. In Hamburg wurde bei der Rektoratsübergabe ein Plakat mit dem Spruch ausgebreitet »Unter den Talaren, der Muff von 1000 Jahren.«

In der Studentenbewegung manifestierte sich die außerparlamentarische Opposition (APO). Nachdem sich 1966 die beiden großen Parteien zu einer großen Koalition zusammengeschlossen hatten, agierte im Parlament nur noch die kleine Partei FDP als Opposition. Die SPD profitierte auf lange Sicht von den jungen Wählern, die zahlreicher wurden, aber den Anhängern der SPD ging der Regierungswechsel zu langsam. Die Notstandsgesetze begünstigten einen übermächtigen Staat, den wir allzu leicht mit dem NAZI-Staat assoziierten.

Februar 1968 tagte der Internationale Vietnam Kongress in Berlin, April 1968 schoss ein Hilfsarbeiter auf Rudi Dutschke, an Ostern wurden zwei Menschen bei Demonstrationen in München getötet. Als ich damals zu Besuch bei meinen Eltern war, versetzten sie die flackernden Bilder in der Tagesschau in Angst.

»Könntest du auch so radikal werden?«, fragte mein Vater.

Es gab immer wieder hitzige politische Diskussionen zwischen ihm und mir. Was passiert, wenn die erst 20 Jahre alte Bundesrepublik instabil würde? Als im Mai 1968 in Paris die Studenten im Quartier Latin Pflastersteine auf Polizisten warfen, wurde im Audimax der Ludwig-Maximilians-Universität eine Vollversammlung der Studenten einberufen, welche inter-

nationale Solidarität forderte und zu einem Teach-In in einer Lokomotiv-Fabrik außerhalb von München aufrief. Ich war auf diesem Treffen, ließ mich anstecken von der Euphorie der französischen Kommilitonen, zweifelte aber an der Verbrüderung mit den Fabrikarbeitern und ging wieder zurück in das Institut in die Amalienstraße, um an meiner Diplomarbeit zu basteln, wie ich in Kap. 2 schon berichtet habe.

Natürlich verabscheute ich den Vietnam Krieg, der nicht nur der vietnamesischen Bevölkerung großes Leid brachte, sondern auch unsere westlichen Regierungen in Frage stellte. Die anti-kommunistische Ideologie rechtfertigte in meinen Augen nicht den brutalen Krieg, sogar wenn die Dominotheorie recht gehabt hätte, dass alle umgebenden Länder dem Kommunismus anheimfielen, sobald ein Land kommunistisch würde.

Der inneramerikanische Protest in Berkeley und an anderen Universitäten zeigte, dass viele Altersgenossen in USA die gleiche Meinung wie ich hatten. Ich entdeckte durch die Studentenbewegung die Ideen von Herbert Marcuse, der die These von der »Vereinsamung« in unseren Gesellschaften entwickelte. Wie kann das Individuum seine Bedürfnisse zufriedenstellen, ohne sich selbst zu verletzen. Obwohl mir einiges in meinem Studium gelungen war, war ich nicht so richtig glücklich. Mit weniger beruflichen Ehrgeiz hätte ich vielleicht mehr Zeit für mich und meine Freunde gehabt. Ich musste einen neuen Anlauf nehmen und versuchen, frische Luft in mein Leben zu bringen. Die Hippies inspirierten mich durch ihr Straßentheater und hatten der Antikriegsbewegung und der neuen Linken Schwung verliehen. Sie entwickelten eine andere Lebensphilosophie. Die amerikanischen Studenten waren pragmatisch und hatten ihre Ziele in das alltägliche Leben integriert. Außerdem schien mir das akademische Klima in USA freier und die Physik hatte einen hohen Standard. Auf der Suche nach einem alternativen Ansatz, mich zu verändern, plante ich einen län-

geren Aufenthalt in den USA, den ich im ersten Kapitel beschrieben habe. Mit diesem vierten Kapitel schließt sich ein erster Zyklus der Erinnerungen.